

# MERIAN

## Zürich



**Leben** Sommer in der Stadt am See  
**Kultur** Großer Aufwand für eine große Oper  
**Szene** Wo die Kreativen feiern

[www.merian.de](http://www.merian.de)

ISBN 978-3-8342-0806-4



9 783834 208064

**25 Seiten Service** | Museen, Sehenswürdigkeiten, Tipps

# Ganz große Oper

Das Haus am Zürichsee gilt als charmanteste  
Premierschleuder der Branche. An  
**270 bis 280 Abenden** im Jahr verzaubern  
die großen Stars der Opernwelt ein anspruchs-  
volles Publikum. Rund 600 Mitarbeiter sorgen dafür,  
dass die Musiktheater-Maschine rundläuft

Text: Thomas Gebhardt  
Fotos: Philip Koschel

Plüschig, aber up to date:  
Während der Zuschauersaal  
in schönstem Neobarock  
rotsamig schimmert und golden  
glänzt, bestimmt modernste  
Technik das Bühnenbild

SCHWANENSEE  
TANZTEPPICH NR. 12



Affentheater: Für die Produktion „Clari“ modellieren und schnitzen die Theaterplastiker ein riesiges Gorillamodell aus Styropor

**An 7 Tagen 5 Vorstellungen:**  
Der Spielplan stellt Theaterplastiker,  
Bühnenbildner und Requisiteure  
vor immer neue Herausforderungen



Sauerei: Andreas Gatzka, Leiter der Theaterplastik, posiert mit seinem Schweinemodell für eine Nitsch-Inszenierung



Hier kommt Farbe ins Musikspiel: Andreas Diethelm, Leiter der Theatermalerei, gestaltet gigantische Fassaden und kleinste Details

Gute Laune: Kurz vor einer Probe zu „Così fan tutte“ macht Tenor Pavol Breslik der Mezzosopranistin Judith Schmid einen nicht ganz ernst gemeinten Heiratsantrag



Und noch 'ne Ferkelei: Theaterplastikerin Manuela Langer beim Modellieren eines Schweins für die „Clari“-Produktion



**B**eat Marti weiß, was zieht. „Ob ‚Tosca‘, ‚Zauberflöte‘ oder ‚Nabucco‘ – die muss man jede Saison bringen. Das sind die Reißer!“, sagt er und weist den Weg durch ein gutes Dutzend parallele Regalgassen. Vorbei an einem Pferd von trojanischen Ausmaßen, einer Wespe mit stechendem Blick – für die Bühne auf Ferkelgröße getrimmt – an einer dreistöckigen Torte, an Containern mit nicht brennbarem Brennholz.

Die Kulissen der Oper ruhen nach Inszenierungen getrennt auf offenen Wagen, sind bis unters Dach aufgetürmt. Dort „Der fliegende Holländer“, da „Don Quichotte“, hier der „Ring“ von Robert Wilson. Er sei mit mehr als 50 Wagen die größte Produktion, so Marti, Chef des Hochregallagers der Zürcher Oper. In einem Regal sind jeweils neun Wagen hinter-, je zwei neben- und drei übereinander deponiert, bis die Stücke wieder auf dem Spielplan stehen. 54 Wagen in einem Regal, und jeder hat die gleichen Maße: 7,20 mal 2,00 mal 2,40 Meter. Länge, Breite, Höhe. Es sind die magischen Zahlen der Zürcher Oper; die Zauberformel, die entscheidet über „Passt schon!“ oder „Geht nicht!“

Jeder hat sie im Kopf: Marti natürlich, die Handwerker, die Werkstattleiter und Bühnenmeister. Aber auch Matthias von Bauszern, zuständig für Sponsorenpflege, oder auch Grischa Asagaroff, gefragter Regisseur, Duzfreund der Gesangstars auf allen Kontinenten und künstlerischer Betriebsdirektor der Zürcher Oper, und nicht zuletzt Alexander Pereira, einer der erfolgreichsten Intendanten der Welt.

Länge mal Breite mal Höhe; die Formel beschreibt das Fassungsvermögen des Bühnenlifts. Der Lift gibt die Größe der Kulissenmodule vor, ist das Nadelöhr der Oper und mitbestimmend für die Dauer des Bühnenumbaus, des Auf- und Abbaus. Ständig sind einige der fast 700 Kulissenwagen zwischen den Lagerhäusern am Stadtrand und der Oper unterwegs. Einmal quer durch Zürich, von Suburbia eine Dreiviertelstunde ins Opernhaus am Ostufer des Zürichsees. Wie bei einem Wanderzirkus, der soeben neu in die Stadt gekommen ist.

Mehr als 100 Inszenierungen verwahrt Beat Marti in seiner Zauber-

welt, die Kulissen der Publikumsrenner nimmt er mehrmals im Jahr auf die Gabel seines Spezialstaplers. Die Säulen für „Tosca“, die Stellwände für die „Zauberflöte“, die auf der Drehbühne ein labyrinthisches Raumensemble erschaffen, oder die düsteren Gebäude, mit denen „Aida“ in Zürich auf die Bühne kommt. Ein ewiges Hin und Her, Rein, Raus, Auf und Ab.

Es ist Ende Januar. Eine ganz normale Woche im Opernhaus Zürich. Sie-

ben Tage – fünf Vorstellungen. Darunter eine komische Oper von Mozart, eine Grand Opéra, ein Ballett und am Sonntag die Premiere von „Im Schatten des Maulbeerbaums“, einer Oper des 35-jährigen Komponisten Edward Rushton, eine Welturaufführung. Dazu allerlei Begleitmusik, von einem „Figaro“-Abend für Sponsoren bis zu einer Liedmatinee. Alltag in der Zürcher Oper. Nicht nur, dass sie in einer Liga mit der Metropolitan Opera in

## Fast 700 Kulissenwagen sind zwischen Lagerhäusern und Oper unterwegs: ein moderner Wanderzirkus

Flachgelegt: Lucas Baumberger, Auszubildender in der Theatermalerei verschönert ein Dekorationsdetail für „Die Fledermaus“





Transferservice: Das Haar ist der Star bei der Perückenfertigung – es ist echt und wird meist aus China importiert

**Materialschlacht: Rund 350 Requisiten kommen allein in der Oper „Im Schatten des Maulbeerbaums“ zum Einsatz**

New York, der Mailänder Scala oder dem Royal Opera House in London spielt. Das Opernhaus Zürich hat sich einen Namen auch damit gemacht, bei 15 bis 18 Neuaufnahmen je Saison Premiere an Premiere zu reihen. Das entspricht ungefähr der Premierenzahl aller drei Berliner Opernhäuser zusammen. Manche Kritiker nennen die Zürcher Oper deshalb auch gern die „charmanteste Premierenschleuder der Musiktheaterwelt“.

„Übers Jahr gesehen muss jeder zweite Abend neu sein“, sagt Operntendant Alexander Pereira mit seinem samtweichen Wiener Akzent und macht dann eine schweizerharte Rechnung auf. Zürich hat 345 000 Einwohner, der Kanton gerade dreieinhalbmal so viele. Da muss er das Publikum möglichst oft ins Haus kriegen, um nicht vor halb leeren Rängen zu spielen. Künstlerisch überzeugend und ökonomisch erfolgreich – so könnte man die Intendanz Pereiras auf eine Kurzformel bringen. Von rund 130 Millionen Franken, die das Opernhaus pro Jahr kostet, stammt nur gut die Hälfte aus Subventionstöpfen. Der große Rest wird vom Haus selbst erwirtschaftet. 16 bis 380 Franken kostet ein Billett, Studenten bekommen ermäßigte Preise. Zudem gibt es regelmäßig preiswertere, weil firmengesponserte „Volksvorstellungen“.

40 bis 45 Inszenierungen kommen je Saison auf die Bühne. Kein Stück wird in einer Spielzeit mehr als siebenmal gegeben, en suite schon gar nicht, um selbst große Erfolge nicht durch Wiederholungsroutine zu gefährden. „Wer eine Woche in Zürich ist“, sagt Pereira, „kann an vier, fünf Tagen in die Oper gehen und immer wieder Neues und Besonderes erleben.“ Und das in einer Intimität, wie sie an der Scala oder der Met unmöglich wäre: Unter den bedeutendsten Opernhäusern der Welt ist das Zürcher das kleinste. Mit 1100 Plätzen den Bühnen in Basel, Dessau und Wiesbaden vergleichbar.

„Die Gefahr, dass sich Distanz einschleicht, besteht bei uns nicht“, betont Pereira. Die Besucher sitzen den Musikern Aug’ in Auge gegenüber, haben Tuchfühlung zu Sängern und Dirigenten. Stars wie Martina Janková, Jonas Kaufmann, Isabel Rey, oder Javier Camarena waren hier schon in den Anfangsjahren ihrer Karriere zu erleben, ebenso „La Bartoli“, wie die Mezzosopranistin Cecilia Bartoli längst genannt wird. Schon seit einiger Zeit tritt sie nur noch konzertant auf – außer bei Intendant Pereira, der 1991 von der Wiener Konzerthausgesellschaft ans Zürcher Opernhaus wechselte. An 270 bis 280 Abenden wird Zürich zur Opernstadt.

Dahinter steckt eine gewaltige Logistik. Technisch, handwerklich, organisa-

torisch, musikalisch; vom Beschaffen der Requisiten über das Aufstellen des Proben- und Spielplans bis zum Abstimmen der Inszenierungen mit den Terminkalendern der Stars. Das Entstehen der Kostüme, Perücken und Kulissen ist ein aufwändiger, über zahllose kleine Schritte zur Vollendung führender Akt. Mitunter wunderbar antiquiert; dann wieder hochtechnisiert. Abläufe werden am Computer programmiert, ebenso ist Handwerkskunst gefragt, ausgetüfelt von einfallstarken Feinmechanikern, die Monate vor einer Inszenierung mit der Arbeit beginnen. Manche in Berufen, die nur hier überlebt haben oder nur hier existieren. Im Biotop Oper.

Um zu illustrieren, was seinen Beruf ausmacht, mit welchen Wünschen Bühnenbildner oder Regisseure zu ihm kommen, schnappt Anton Thoma eine hellblaue Serviette und sagt: „Wir hätten gern diese Serviette, 20-mal!“ – „Nein, nicht irgendein Blau, wir wollen genau dieses Blau! Blau wie der Morgenhimmel über dem Zürichsee! Und etwas steifer soll sie sein als normale Servietten. Also nicht so labberig wie diese! 20-mal, bis heut’ Nachmittag!“

Der 48-jährige Requisiteur lacht breit, ein wunderbares „Das wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen“ – Lachen, während er das vorführt. Thoma sorgt für Mündungsfeuer, Ne-



Blutgrätsche: Hart ist das Training im Ballettsaal – wer ein Schein will, muss erstmal leiden

bel, Schnee und Blut und vieles mehr. Einige der eindrucksvollsten Effekte lassen sich mit recht geringem Aufwand umsetzen, erzählt er. Manch kleiner „Puff“, der im Geschehen auf der Bühne oft untergeht, braucht dagegen in der Vorbereitung ewig.

Die Requisite ist direkt neben der Bühne untergekommen, dicht am Geschehen, schließlich muss sie sämtliche Accessoires für die Künstler bereitstellen, alles Klein-Interieur, Bei- und Naschwerk, die gesamte Deko in die Kulissen drapieren. Für die „Maulbeerbaum“-Premiere etwa besorgte die sechsköpfige Abteilung gut 350 Requisiten. Vom Schmetterlingsnetz bis zu einer „Proseccoflasche mit Schorle, halb gefüllt, ohne Kohlensäure“. Endlose Listen sind da abzuarbeiten. Jedes Ding braucht einen Zuständigen. Vor jeder Probe und Vorstellung wird jemand Pyropapier für Kücheneffekte platzieren, ein anderer losziehen, um „3 Becher Milchreis Vanille“ zu kaufen.

Das Schweizer Fernsehen berichtete einmal eine Woche lang täglich aus der Zürcher Oper, jeweils ein paar Minuten und zwar ausschließlich backstage. Das war so erfolgreich, dass sich SF1 und SF2 im Frühjahr 2007 zusammaten: Ein Sender brachte die neue Zürcher „Zauberflöte“ mit Nikolaus Harnoncourt am Pult live aus dem

Doppelpass: Ein perfekt gesungenes Damensolo ohne perfekte Maske wäre eben keine perfekte Oper



Ausgewechselt: Im Kostümfundus warten Hunderte von Masken, Kleidern und Requisiten auf ihren nächsten Auftritt

Opernhaus, der andere ging bereits anderthalb Stunden früher auf Sendung und zeigte das Geschehen hinter den Kulissen vor, während und nach der Vorstellung. So hatten die Zuschauer die Möglichkeit, sich für den Blick auf die Bühne oder dahinter zu entscheiden. Opernzapping – das kam an, auch bei Zürchern, die nicht zu den Opernstammgästen gehören.

Nach einigen Tagen fragt sich der Backstage-Besucher: Wird die große Oper nun vor oder hinter den Kulissen gegeben? Oder bietet Zürich einfach nur große Oper bis in den letzten Winkel des Hauses? Gerade mal 600 Mitarbeiter hat das Opernhaus. Das ist wenig für ein Zweisparten-Musiktheater mit einer solch großen Zahl an Premieren und Inszenierungen. Große Oper: Da wäre die Maskenbildnerin, die einen Monat an der zweiteiligen Perücke für die Infantin in Jules Massenets Oper „Le Cid“ arbeitet und dem kunstvollen Kopfschmuck das Aussehen eines Fächers gibt. Da sind

die Theatermaler, die aus Kulissenwänden Illusionswelten schaffen. Da ist die Präzision der Probenarbeit des Junior-Balletts von Heinz Spoerli, einem der besten Choreographen im weltweiten Corps de Ballet. „Tanzmacher“ nennt er sich selbst, weil er seine Werke aus allem schöpft, was ihm begegnet, und Vielbeachtetes wie „Peer Gynt“ oder „In den Winden im Nichts“ kreierte. Aber trotz großer Erfolge investiert Spoerli neben der Arbeit mit seinem Ballett viel Mühe und Geld in die Arbeit mit der Jugend, zeigt in einem der Ballettsäle höchstselbst die Schrittfolgen und deutet, wiewohl altersgerecht beleibt, Sprünge an. Mit Sinn für den langen Atem. „Ein schlechtes Ballett von guten Tänzern getanzt kann man sich ansehen“, sagt der 67-Jährige, „anderrum geht das nicht.“

Hinter der Feuertür in der dritten Etage des Werkstattgebäudes, zwei Querstraßen von der Oper entfernt, gibt es weder Szenenapplaus noch Bravo-Rufe. Dabei haben Andreas

Gatzka und sein siebenköpfiges Team für die nächsten Neuaufnahmen bereits gut vorgelegt. Seit zwei Wochen sind sie schon mit den Kulissen für „Die Fledermaus“ beschäftigt, die Ende März Premiere haben wird. Ein Haus mit Dach, begehbarem Balkon, vielem Fassadenschmuck und einer reich verzierten Tür entsteht in drei Teilen. Allein für die Haus-Bausteine werden später drei Kulissenwagen benötigt. Parallel laufen Arbeiten für „Boris Godunow“ und für „Genoveva“, da ist eine Forelle abzuformen. In Lebensgröße, regenbogenschillernd und beweglich wie eben aus dem Bach gezogen. Eine Arbeit von Wochen.

**F**rüher hieß es im Theater: „Das vertanzt sich!“, wenn man bei Kostümen, Requisiten oder Kulissen aus Zeitgründen oder finanzieller Zurückhaltung mit heißer Nadel strickte oder qualitativ mal ein Auge zudrückte, da das Publikum ohnehin nur auf die Hauptakteure schaute und im Opernglas den Helden-tenor scharf stellte. In Zeiten von Fernsehen und DVD ist das ganz anders. Da wird rangezoomt, die Kamera fixiert Details der Requisite oder fährt langsam den Chor ab. 70 Sänger in Größeneinstellung, 70 mal Maske, 70 mal Kostüm, 70 mal Hut.

Für Goethe habe er seinerzeit ein Schwein aus Silikon abgeformt, sagt Andreas Gatzka und meint die „Szenen aus Goethes Faust“ von Robert Schumann, in Zürich vom Aktionskünstler Hermann Nitsch inszeniert, der für blutrünstige Tierschlachtungen bekannt ist. Drei Monate Arbeit für drei Leute waren das, die kommen dem 45-Jährigen heute bei der Forelle zugute. Probiert hat er seinerzeit zunächst an einem Ferkel, erst nach der Fehleranalyse ließ er für ein paar Stunden eine tote Sau aus dem Schlachthaus kommen. Von einem Negativabdruck nahm er einen positiven, dann wieder einen negativen. Darm, Leber, Lunge, Herz und all die anderen Innereien hat er doppelt, teilweise dreifach hergestellt. Das Schwein musste für jede Vorstellung erneut befüllt werden – mit allen schwabbeligen Innereien, dem Theaterblut aus der Requisite, das dann auf die Bühne sabberte. Das Fleischermesser wurde unsichtbar auf der Silikon-Bauchseite eingehängt, und ratsch! Eine Besucherin erbrach sich bei der Premiere, andere rannten raus. Kein Kritiker ließ Gatzkas Sau unerwähnt, später wurde sie im Foyer ausgestellt.

Das Handwerk hat sich verändert binnen weniger Jahrzehnte. Arbeitete die Zunft vor gar nicht allzu langer

Zeit noch mit Pappmaché, Knochenleim und dünnem Sperrholz, so ist sie heute bei Aluminium, bei Styropor, Gummi und Silikon gelandet. Bestanden Kulissen noch vor wenigen Jahrzehnten einfach aus bemalten Aufstellern, so müssen bei Gebäuden heute oft alle Etagen begehbar sein. Die Aufführungen werden aufwändiger. Von den Zürcher „Zauberflöten“-Inszenierungen passte die vorvorletzte noch auf fünf Wagen, die darauffolgende brauchte schon neun, die jetzige kommt gerade eben mit elf Wagen aus.

Noch nicht mal Halbzeit, aber schon sieben Premieren in dieser Saison. Und neun stehen noch ins Haus. Das heißt auch Bühnenbilder im Akkord. Kostüme – also Haute Couture – im Maschinentakt, Perücken aller Farbtöne und Längen, Glatzen in beherztem Faltenwurf. Weder gibt es Bühnenbilder im Baumarkt, noch die Haarmode vergangener Jahrhunderte im Künstlerbedarf. Die Theaterplastik oder die Theaterschlosserei können nicht alles schaffen, ein Drittel der Arbeiten wird rausgegeben. Nach Tschechien, Rumänien, Italien, China – das Grobe entsteht oft auf dem Markt der Globalisierung; alles Filigrane, Feinmotorische, Künstlerische, in den Zürcher Opernwerkstätten.

**M**athias von Bauszern kennt die Wirkung, weiß, dass ein Opernhaus-Rundgang das Gesamtkunstwerk offenbart. 9000 bis 10000 Interessierte führt der Cellist und Musikmanager aus einer Komponistenfamilie pro Saison durch das Opernhaus. Für ihn gibt es dabei zwei Spezies, die Opernliebhaber und jene, bei denen es zunächst gilt, Schwellenängste abzubauen. Sowohl die einen wie auch die anderen kriegt er bereits im Treppenhaus des Werkstattgebäudes: „Aida‘. Kam nicht so an, aber ich mochte es! Oder: ‚La Traviata‘. Das spielen wir immer noch.“ Das Treppenhaus ist Gedächtnis und Showroom zugleich, es atmet kalten Zigarettenrauch, eine flüchtige Note Lösungsmitteldunst und jede Menge Bühnenluft. Opernplakate – Kunstwerke allesamt – bedecken die Wände auf allen Etagen, die von Bauszern launig kommentiert. „Il Trionfo del Tempo e del Disinganno‘, ‚Der Triumph von Zeit und Wahrheit.‘ Haben Sie das gesehen? Eine der besten Inszenierungen, die wir hatten. Ein Highlight. Eigentlich ist es ja ein Ora-

## Öfter mal was Neues: 15 bis 18 Premieren kommen in jeder Saison auf die Zürcher Opernbühne

Nie kopflös: Kostümdirektorin Dorothea Nicolai mit Maske aus der „Fledermaus“



Applaus: Intendant Alexander Pereiras  
Konzept ist auch ökonomisch erfolgreich





Klein aber fein: Das Haus am Zürichsee hat nur 1100 Plätze, qualitativ spielt man trotzdem mit Mailand und New York in der Opern-Champions League

## Eine Frage des Geldes: Rund 130 Millionen Franken werden fast zur Hälfte selbst erwirtschaftet

torium. Aber es war toll!“ Und kurz darauf: „Der Opernball“ von Heuberger. Na ja, schön viel Plüsch, war aber auch nicht so der Renner.“

Schon ist der 53-Jährige mittendrin und lässt die Besucher zur Gemeinschaft werden, wie beim Fußball oder Eishockey. „Einblicke in eine andere Daseinsform geben“, nennt er seine Arbeit und will das durchaus wechselseitig verstanden wissen. Sponsorenpflege ist sein „Kerngeschäft“. Das heißt Geburtstagsfeiern für Sponsoren ausrichten, Essen für Sponsoren auf der Opernbühne organisieren, durch Gala-Abende für Sponsoren führen, „Figaro“ in eine Stunde gepfercht.

**V**on Bauszern weiß, dass jede Entscheidung der Geldgeber fürs Sponsoring begründet sein muss. „Weshalb Oper? Warum nicht Segelsport oder Boxen?“ Das heißt für von Bauszern, er muss den Sponsoren immer wieder das Gefühl geben, sie hätten sich richtig entschieden. Auch deshalb nimmt er „bei aller gebotenen Diplomatie auch Enttäuschungen vorweg. Um das manchmal Unvermeidliche abzumildern.“ Bei seinen Operneinführungen hören Sponsoren schon mal, dass „uns die Inszenierung durchaus um die Ohren fliegen kann. Bei Nitsch darf niemand Rokoko erwar-

ten“, sagt von Bauszern und weiß, wovon er spricht.

„Im Schatten des Maulbeerbaums“, die Oper von Edward Rushton und seiner Librettistin Dagny Gioulami, sieht sich großen Erwartungen gegenüber. Der junge Komponist gewann vor einigen Jahren den Wettbewerb „Teatro minimo“ und inszenierte in Zürich mit viel Erfolg das Auftragswerk „Harley“. Hinter der Bühne werden Kulissen aus dem Lager angeliefert. Die Redakteure der *Neuen Zürcher Zeitung* im Haus vis-à-vis, die Spaziergänger am Seeufer sind diesen Anblick längst gewohnt. Die Zürcher kennen die quietschenden, chromglänzenden Pick-ups, die mit ihren voll gepackten Kulissenwagen auffallen wie ein Maybach bei einer Offroad-Rallye. Ein paar Touristen bleiben stehen und staunen über die Kulissen: ein Haus wohl, mit Sat-Schüssel und allem Drum und Dran, wird hier, in Teile zerlegt, gebracht. „Opernhaus Zürich fährt Dodge Trucks by Calonder“, steht auf den Zugmaschinen, dahinter hängt 7,20 x 2,00 x 2,40 Meter. Dazu die Nummer der „Billettkasse Tel. 044/268 66 66“. Eine Einladung könnte nicht präziser formuliert sein.

Drei vor acht! Kein Läuten, kein erstes, kein zweites, kein drittes – stattdes-

sen klingelt laut ein Handy. Dreimal, kurz hintereinander. Mitten ins Stimmengewirr, mitten in die großen Erwartungen stößt das Klingeln. Wie es wohl sein wird – diesmal? Dann eine Stimme, als hätte jemand den Lautsprecher auf Saal-Lautstärke gestellt: „Meine Damen und Herren, dürfen wir Sie bitten, ihre Mobiltelefone abzustellen? Das Opernhaus Zürich wünscht Ihnen und den Künstlern toi, toi, toi für einen schönen Abend.“ Wohl jeder Zürcher kennt die charismatische Stimme mit dem schmelzenden Idiom des Nachbarlands. Nicht ein Handy schreit hernach noch ins Spiel.

Am Ende stehen sie alle Arm in Arm auf der Bühne. Das Ensemble, die Regisseurin, der Komponist, die Librettistin. Ein begeistertes Publikum bleibt zurück, lang und dankbar ist der Schlussapplaus. □

*Thomas Gebhardt, Autor aus Hamburg, war beeindruckt, wie sehr sich alle Mitarbeiter mit der Oper identifizieren.*

*Philip Koschel, Fotograf aus Berlin, möchte nach seiner Backstage-Arbeit jetzt als Zuschauer eine Oper genießen.*

### MERIAN | TIPP Opernhaus

**Das Opernhaus Zürich ist eine Qualitätsmarke** wie Schweizer Uhren, das Programm ist bunt und vielfältig, das Ensemble handverlesen, die internationalen Stars kommen oft – weil gern –, und **das Opernorchester gehört zu den besten der Welt.** Die aktuellen Spielpläne sind auf der Website [www.opernhaus.ch](http://www.opernhaus.ch) im Voraus veröffentlicht. **Auch wer Zürich mit Kindern besucht, kann durchaus einen Opernbesuch einplanen**, wenn er die Angebote an den Nachwuchs im Auge hat. Die „zauberflöte für kinder“, eine gestraffte Version der Mozart-Oper, in der Papageno zu einer Art Conférencier mutiert, avanciert bereits zum Klassiker.

**Billettkasse des Opernhauses**  
(D 7) Falkenstrasse 1  
(rechts vom Haupteingang, Eingang Bernhard-Theater)  
Öffnungszeiten: Mo-Sa ab 11 Uhr bis Vorstellungsbeginn, an Tagen ohne Vorstellung bis 18 Uhr  
Kartentelefon (Mo-Sa 11.30-18 Uhr)  
Tel. 044 268 66 66  
[www.opernhaus.ch](http://www.opernhaus.ch)